



# Leseprobe

Rešoketšwe Manenzhe  
**Wir Zerrissenen**  
Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 25,00 €



---

Seiten: 352

Erscheinungstermin: 15. November 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

**Gibt es einen Platz auf der Welt, an dem wir ankommen können, wenn man uns das Wichtigste genommen hat?**

Die Ehe zwischen Abram und seiner Frau Alisa ist nicht ohne Probleme, doch mit ihren beiden Töchtern führen sie ein komfortables Leben auf einer Farm Südafrika. Als 1927 ein Gesetz erlassen wird, das die Beziehung zwischen Schwarzen und Weißen unter Strafe stellt, geraten sie in große Gefahr, denn plötzlich sind die Kinder der Beweis für eine verbotene Beziehung. Abram ist ratlos, wie er seine Familie vor der Maschinerie des Gesetzes schützen kann, bisher sind sie durch ihren Wohlstand der schlimmsten Diskriminierung entgangen. Doch sein Zögern treibt das Paar immer weiter auseinander, immer stärker tut sich zwischen ihnen ein Graben auf. So weit, dass Alisa schließlich keinen anderen Ausweg mehr sieht, als ihre Familie in den Abgrund zu reißen.

In einer einnehmenden und doch klaren Sprache erzählt uns Rešoketšwe Manenzhe von einem Land, so reich an Mythen und Geschichten und doch tief verwundet. Wir Zerrissenen ist das Debüt einer begnadeten jungen Erzählerin, die uns die Unmenschlichkeit eines rassistischen Systems in den Auswirkungen auf jeden einzelnen spüren lässt.



**Autor**

**Rešoketšwe Manenzhe**

---

Rešoketšwe Manenzhe arbeitete nach ihrem Uniabschluss als Ingenieurin für eine südafrikanische Zementfirma, veröffentlichte nebenher aber immer

Die Originalausgabe erschien 2020  
unter dem Titel *Scatterlings*  
bei Jacana Media, Johannesburg.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich  
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und  
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

I. Auflage

Copyright © 2020 by Rešoketšwe Martha Manenzhe  
By agreement with Pontas Literary & Film Agency  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2023  
by Penguin Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Sabine Kwauka  
Umschlagabbildung: © shutterstock / Alenini  
Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pöbneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-328-60270-5  
www.penguin-verlag.de

*Meine liebe Selina,*

*ich wünschte, Du hättest überlebt; aber da Du das nicht hast, möchte ich gerne glauben, dass dort, wo Du jetzt bist, die Sonne niemals untergeht. Ich schicke Dir diese Worte, damit Du weißt, an welcher Stelle die Geschichte für eine gewisse Zeit zum Stillstand gekommen ist. Sie ist noch nicht zu Ende, aber ich denke, dass der Zauber der Sonne auch mich ein wenig verwandelt hat.*

*Ich wollte mich nur bei Dir bedanken und werde jetzt Deine Ruhe nicht weiter stören. Die Sonne wird bald über den Horizont steigen, deshalb muss ich zu meiner Geschichte zurückkehren und sie zu Ende führen.*

Ihr Heimatlosen, ihr Flüchtlinge,  
schwere Lider, müde Stirne,  
sucht Zuflucht in der Nacht.

Johnny Clegg & Savuka, *Scatterlings of Africa*

**Erster Teil**

**Kinder der ersten Götter**

## Die Sterne der Milchstraße

Es war das Volk der San, das diese Geschichte zum ersten Mal erzählte: wie ein Mädchen in pechschwarzer Nacht eine Handvoll brennender Wurzeln und Asche aus einem Lagerfeuer nahm und in den Himmel warf. So wurden die Sterne geboren. Ein Weg war durch den Himmel gebahnt, und die Jäger, die sich verirrt hatten, fanden nun mit seiner Hilfe nach Hause.

Die San waren ein sehr altes Volk. Vielleicht waren sie sogar das allererste Volk. Und während der Wind ihre Geschichte durch die Jahre trug, flüsterte er immer wieder neue Dinge hinzu. So erzählten die Basotho, dass die Kinder der ersten Götter diesem Weg durch den Himmel folgten, um an den Ort des Sonnenaufgangs zu gelangen, wo Molalatladi, der Blitzvogel, bis in alle Ewigkeit ruhte.

Das war lange her. Damals setzten sich die Menschen zusammen ans Feuer und riefen sich die Vergangenheit der Welt in Erinnerung. Jetzt hatte niemand mehr Zeit dafür. Jetzt erzählten sich die Leute ihre Geschichten im Vorübergehen.

Und was das Mädchen anging, das die Sterne erschaffen hatte, so erinnerte sich heute niemand mehr an sie. Inzwischen hatte man zudem den Himmel unterteilt: Der Ort, wo die San und die Basotho lebten, lag nun unter den Sternen des Südens. Es war ein Ort der Dürre, für endlose Meilen nichts als Dürre, denn wenn die Sonne nicht gerade die Sterne zu sich rief, die zur Erntezeit am Himmel standen, brachte sie den Tod. Es war ein Ort unermesslicher Weiten, ganz anders als Amsterdam, wo

zahllose Boote die Flüsse zerschnitten oder fleißige Hämmer gewaltige Schiffe erschufen, und ebenso wenig ähnelte der Ort dem gehetzten, in stetigem Lärm versunkenen Gewirr der Stadt London.

Die San waren ein Nomadenvolk, das von der Erde nur das nahm, was diese zu geben bereit war. Dann zogen sie weiter, um sich andere Ebenen und Täler zu suchen, und bevor die weißen Siedler sie unwiderruflich in die Wüsten und Fast-Wüsten des Landesinnern vertrieben, war ein Teil ihrer Stämme auch an den Küsten unterwegs. Dort färbte ein fremdes silbriges Licht die Welt, wo der Himmel, dessen Endlosigkeit mit dem Meer verschmolz, noch blauer als sonst wirkte. Die Basotho hatten sich weiter im Innern Afrikas niedergelassen. An diesem Ort erstrahlten die Ebenen im goldenen Licht der Sonne, denn dort schien die Sonne heller als andernorts.

Doch die Jahreszeiten waren ein tristes Einerlei. Sie gingen ineinander über wie eine Melodie, die träge zwischen der Halbwüste Karoo und der Savanne hin und her tanzte. Sommer und Winter unterschieden sich kaum. Vielleicht war das der Grund, weshalb die Kolonialisten glaubten, sich zum Besitzer dieses Ortes aufschwingen zu können: dass es dort trocken und heiß war und alles tot zu sein schien. Und weil sie nicht wussten, dass kein Ort jemals tot ist, hissten sie eine Flagge auf irgendeinem Hügel, nahmen ihn für ihren König in Besitz und sorgten dafür, dass die uralten Namen, die von den Felswänden widerhallten, in Vergessenheit gerieten.

Das reiche, großzügige und bescheidene Afrika ließ es widerstandslos zu, dass man sein Antlitz in unzählige Splitter zerschlug, ließ zu, dass man Ngola zu Angola verformte, dass man die Goldküste und Johannesburg aus seinem Schoß heraus-



trennte, duldete das Aussterben der Quaggas, das Begraben seiner Götter und vieles mehr. Vielleicht war das ein weiterer Grund, warum die Kolonialisten glaubten, das Land gehöre ihnen. Afrika hatte sich mit Leichtigkeit beugen lassen. Die Rebellion Äthiopiens gegen Italiens Annektierungsversuch blieb die absolute Ausnahme. Im Großen und Ganzen erwies Afrika sich als unglaublich gefügig.

Als das Jahr 1927 kam, hatte Afrika – möglicherweise um überhaupt überleben zu können – längst damit begonnen, sich so weit zu verbiegen, dass ihm nur noch die Flucht in die Ironie blieb. So erzählte es zumindest Alisa van Zijl, die ihrerseits ihren eigenen Namen verbogen hatte. Ursprünglich hatte sie nur Alisa geheißt, sich dann jedoch Alisa Miller genannt. Jene Alisa erzählte ihren Töchtern, wie einst ein Säugling von der Brust einer Gott-Frau gerissen wurde, sodass deren Milch in einem gewaltigen Schwall aus ihren Brüsten und in den Himmel schoss. So wurden die Sterne der Milchstraße geboren.

Hier endete diese Geschichte.

Und nun folgt, wie sie begann.

## Intermezzo des Schweigens

Es war einmal ein Wahnsinniger, dem der Krieg durch die Adern floss. So erzählte man es sich zumindest. Sein Großvater hatte im ersten Burenkrieg gekämpft, sein Vater im zweiten, und er selbst übertrumpfte sie noch, indem er in einer fatalen – oder auch triumphalen – Steigerung dieser Flugbahn im Großen Europäischen Krieg mitkämpfte. Falls es einen erneuten Versuch geben sollte, die Witwatersrand-Minen zu befreien oder falls in Europa ein weiterer Konflikt ausbrechen sollte, so war anzunehmen, dass ein etwaiger Sohn dieses Mannes das blutige Vermächtnis fortführen würde, das seine Vorfahren so erfolgreich weitervererbt hatten.

Aber am 29. März des Jahres 1927, einem sonnenlosen, von zahlreichen düsteren Vorboten begleiteten Tag, hatte dieser Mann noch keinen Sohn. Man konnte nur hoffen, dass die Welt und Südafrika sich noch eine Weile beherrschten und keine weiteren Revolutionen anzettelten, damit besagter Mann genügend Zeit hatte, um jenen vom Schicksal verdamnten Sohn zu bekommen und großzuziehen und auf diesem Wege seine irdische Bestimmung zu erfüllen.

Der Name dieses Mannes war John Ashby. Meistens war er in der Stadt zu finden, in der Nähe des Auktionshauses oder an der Ecke der Burg Street, wo er den Passanten Zeitungen verkaufte. Dort suchte ihn Abram van Zijl auf. »Und was sagt der Generalgouverneur heute?«, fragte Abram.

»Guten Morgen, Mr van Zijl.«

Abram besann sich auf seine guten Manieren und rang sich einen Gruß ab. Daraufhin las der Verkäufer von dem Plakat ab, das er zuvor noch durch die Luft geschwenkt hatte. »Verabschiedung des Unsittlichkeitsgesetzes. Das Parlament verbietet den Geschlechtsverkehr zwischen Europäern und Eingeborenen.«

Ein Automobil raste um die Ecke und wirbelte eine Staubwolke auf, sodass sich mehrere Fußgänger über die Rücksichtslosigkeit des Fahrers echauffierten und den allgemeinen moralischen Verfall beklagten, unter dem die Stadt zu leiden hatte. Abram hatte sich vor Schreck die Hände an die Brust gepresst, fasste sich jedoch im nächsten Moment wieder.

»Lassen Sie mich mal sehen«, sagte er und holte ein paar Münzen aus der Tasche. Im Gegenzug reichte ihm John ein Exemplar der Zeitung, und Abram begann sofort, sie durchzublättern, bis er endlich zu Seite 14 kam, auf der folgende Schlagzeile zu lesen war: *FÜNFTES GESETZ VON 1927. HIERDURCH WIRD DAS VERBOT DES GESCHLECHTSVERKEHRS ZWISCHEN EUROPÄERN UND EINGEBORENEN IN KRAFT GESETZT, SOWIE DAS VERBOT ANDERER, DAMIT IN VERBINDUNG STEHENDER HANDLUNGEN.*

Mit diesen wenigen Worten wurde Abrams Leben von einem Moment auf den anderen ins Chaos gestürzt. Die düsteren Vorahnungen, die in letzter Zeit immer häufiger aufgetreten waren, stürmten unerbittlich auf ihn ein, als hätten sie die Geduld verloren. Und so kam es, dass Abram dort am Straßenrand neben einem Wahnsinnigen stand, der zu ihm sagte: »Ich habe gehört, dass der Generalgouverneur eine Guillotine herbringen lassen will.«

Die Stimme des Mannes kam Abram wie ein Echo vor, als würde er sich an einen Traum erinnern. Einen bösen Traum.

Einen Traum, aus dem er unbedingt aufwachen musste. »Danke, John«, sagte er, schüttelte den Kopf und hob grüßend den Hut zum Abschied. »Ich mache mich dann mal auf den Heimweg.«

»Es war mir eine Freude, Sir«, sagte John und lüftete seinerseits den Hut.

Abram überquerte die Straße und ging zu Farouk hinüber, einem seiner Arbeiter, der mit dem Auto auf ihn wartete. »Wo soll's hingehen, Sir?«

Es war immer noch recht früh am Morgen, und Abram hatte eigentlich vorgehabt, zum Parlament zu fahren. Aber er hatte nicht die Kraft dazu. Jetzt, da ihm das Herz gebrochen worden war, konnte er der Welt unmöglich gegenüberreten. Doch es war auch nicht ratsam, sich furchtsam in eine Ecke zu ducken, an einem Ort, wo ihn die mitleidlosen Blicke etwaiger Beobachter treffen könnten. Also: »Nach Hause.«

Farouk nickte und startete den Wagen.

Die Stadt breitete sich vor ihnen aus wie ein Geschichtsbuch. Die Gebäude glichen Kapiteln, ein jedes erzählte von einer anderen Ära der Einwanderung und der Mode. Zusammen mit den Menschen, die aus der Alten Welt nach Kapstadt geströmt waren, hatte sich auch ihre Architektur eingefunden: die neugotischen Kirchen, die Hotels, deren Fassaden das viktorianische London nachahmten, und die farblosen Parodien des holländischen Baustils, die so rasch charakteristisch für das Kap geworden waren. Sie säumten die Stadt wie Anschauungsmodelle in einem Museum, als wollten sie Vorschläge machen, wie man die hier aufeinanderprallenden Kulturen miteinander versöhnen könnte. Kurz gesagt: Die Stadt wirkte wie eine Ausstellung zur menschlichen Evolution.

Der Weg über die Main Road wäre sicherlich schneller. Er hatte weniger Kurven und bot weniger Anlass zu profanen Sorgen. Aber der andere Weg wäre ruhiger. Dieser führte am Castle of Good Hope vorbei zum Fuß des Devil's Peak, zu der Stelle, wohin die Universität von Kapstadt umgesiedelt werden sollte, und dann weiter über Mosterts Mühle bis zu ihrem Ziel im Constantiaal. Auf diesem Weg war die Gefahr geringer, irgendwelchen Bekannten zu begegnen, weshalb er weniger Anlass zu existenziellen Sorgen bot. »Farouk«, sagte Abram. »Nicht über die Main Road.«

Farouk hatte nichts dagegen einzuwenden. Er fuhr los, ließ den Tafelberg rechts liegen und lenkte das Auto in die kleinen, steilen Hügel hinauf. Der Berg ragte eindrucksvoll in den Himmel, als wollte er sich zum Verkünder seiner eigenen Pracht aufschwingen. Von Südosten kam Wind auf, und mit ihm zog eine Wolkendecke heran, die sich über der Ebene ausbreitete. Wenn in der Dämmerung das erlöschende Licht der Sonne vom Berg herabglitt, würden sich seine Umrisse dunkel vor dem Himmel abzeichnen. Seine kieferbestandenen Hänge würden hinter einem Nebel aus Dingen verschwinden, deren Name und Funktion nur Wissenschaftlern geläufig waren. Der Berg würde den Eindruck erwecken, als wäre er nur noch eine Silhouette, als zwänge ihn ein unabänderliches Schicksal, sich gemeinsam mit dem Tag zu zerstören. Abram lebte bereits seit über zwei Jahrzehnten in Kapstadt, doch dieses simple Wunder flöbte ihm noch immer Ehrfurcht ein.

Im nächsten Moment fuhren sie über eine Bodenwelle, und er wurde aus seinen Träumereien gerissen. Es gab Momente, da kam es ihm so vor, als sei das Auto ein lebendiges Wesen, als würde es sich ärgern und protestieren, doch sie fuhren ohne

Unterbrechung weiter. Während der Fahrt bildete Abram die ganze Zeit Sätze, zerstörte sie und setzte sie wieder zusammen – Sätze, die er zu seiner Frau sagen könnte. Alisa war zu einer schwierigen Frau geworden. Ganz gleich, was er sagte, sie würde es als niederträchtig empfinden. Und noch viel wichtiger waren die Dinge, die er nicht sagte, oder vielmehr die Dinge, von denen sie wollte, dass er sie sagte. Also bildete er Sätze, zerstörte sie und bildete sie wieder neu.

Das Auto schlängelte sich durch das üppige Grün am Fuß des Constantiabergs. Hier, wo sich die Welt von der Spitze des Berges zu den zerstreuten Farmen hinabsenkte, war eine einzigartige Vegetation entstanden, eine scheinotropische Flora, in der es von Pflanzen wimmelte, die sich nirgendwo sonst fanden. Aber der Schein ist eben nicht dasselbe wie die Wirklichkeit und weist notwendigerweise Mängel auf, die ihn vom Original unterscheiden. Das Tal am Fuß des Berges bildete da keine Ausnahme. Es regnete nahezu ausschließlich im Winter, und im Sommer war es heiß und trocken. Daher war die herrliche Vegetation, die sich in diesem seltsamen Winkel der Welt ausgebreitet hatte, gezwungen, sich auf die ein oder andere Weise anzupassen. So hatten sich zum Beispiel die Fynbospflanzen, die widerstandsfähiger waren als der Rest, in den verschiedensten Variationen aus Gebüsch oder Heidekraut ausgebreitet.

Vom Constantiaberg aus bog das Auto nach Osten ab und fuhr an einer langen Reihe von Weingütern entlang, die die Berghänge säumten. Fast am Ende dieser Reihe schmiegte sich das Anwesen der van Zijls in den Hang. Die Auffahrt, die zum Herrenhaus führte, wurde von imposanten Eichen flankiert, deren Schatten in der Mitte des Weges miteinander verschmolzen und die Strahlkraft der Sonne ein wenig abschwächten. Als die

in makellosem Weiß erstrahlenden, von seinem Schicksal nichts ahnenden Mauern des Gutshauses vor Abram auftraten, wusste er immer noch nicht, was er zu seiner Frau sagen sollte.

Alisa saß im Schatten der Trauerweide, ganz, wie er es erwartet hatte. Doch entgegen seinen Erwartungen war sie nicht damit beschäftigt, in ihr Tagebuch zu schreiben. Sie hatte den Kopf an den Baumstamm gelehnt, das Gesicht den Weinbergen zugewandt, die Hände im Schoß verschränkt, die Augen geschlossen. Es sah fast so aus, als würde sie schlafen, doch als sie ihn hörte, drehte sie sich um, und ihre Blicke trafen sich.

Damals, als sie sich kennengelernt hatten, war die braune Farbe ihrer Augen viel kräftiger gewesen, sie hatten gefunktelt, wenn sie lächelte. Über die Jahre schienen die endlosen Tränen, die sie geweint hatte, die Farbe ausgewaschen zu haben, als wäre sie verdünnt worden. Übrig geblieben war ein bleiches, müdes und stumpfes Braun, in dem sich sofort jede Verletzung widerspiegelte. Abram schluckte und ging zu ihr hinüber.

Sie stand auf und sagte fast lächelnd: »Das Gesetz wurde verabschiedet, nicht wahr?«

Abram nickte. Alisa sank auf die Knie, und die Tränen stiegen ihr in die Augen. Auch Abram ließ sich auf die Knie nieder und ergriff ihre Hände. »Sieh mal.« Er öffnete die Zeitung zum zweiten Mal und zeigte auf Seite 14. »Sieh mal, Paragraph 5 besagt, dass man uns keine Schwierigkeiten machen wird, wenn wir beweisen können, dass wir verheiratet sind.«

Alisa las den Absatz, auf den er zeigte. Dann schüttelte sie den Kopf und zeigte ihrerseits auf einen anderen Absatz: »Hier steht, dass man uns für unverheiratet erklären kann, wenn wir nicht beweisen können, dass wir verheiratet sind. Darauf stehen fünf Jahre Gefängnis für dich, vier für mich, und die Kinder ...«

Hier versagte ihr Verstand. Sie sackte noch mehr in sich zusammen und brachte nur noch amorphe Sentimentalitäten heraus. »Oh, die Kinder, Bram. Die Kinder ...« Ihre Äußerungen wurden immer unverständlicher, und ihr Weinen immer unkontrollierter. Aber am bemerkenswertesten war die Art und Weise, wie sie Abram umarmte. Sie ließ sich in seine Arme sinken, lehnte den Kopf an seine Schultern und weinte und weinte.

Es war sehr lange her, dass sie ihn das letzte Mal berührt hatte. Ihre Haut, die ihm früher so vertraut gewesen war, fühlte sich jetzt fremd und spröde an. Alisa zitterte heftig. Und als hätte sie Angst, sich an Ort und Stelle aufzulösen, umklammerte sie ihn noch fester. »Oh, Bram«, sagte sie.

Verblüfft über diese Überfülle an Zuneigung, mit der seine Ehefrau ihn überschüttete, erwischte Abram sich dabei, wie er sich zu ihrem Echo machte und auch seinerseits nur noch Sentimentalitäten von sich gab. »Es wird bestimmt alles gut werden, Alisa.« Als das nicht zu genügen schien und sie nur noch heftiger zitterte, fügte er hinzu: »Sie werden uns unsere Kinder nicht wegnehmen. In dem Gesetz steht nichts über Kinder. Sie werden sie uns nicht wegnehmen, mein Herz. Den Kindern wird nichts geschehen.«

Vielleicht, weil er nicht wusste, was er sonst tun sollte, ließ er sich zurück in das Land der Erinnerungen gleiten und fiel in altvertraute Gewohnheiten zurück. Er legte das Kinn auf ihren Scheitel und murmelte ihr Versprechungen zu, versicherte ihr, dass er sie und die Kinder beschützen werde. Und was noch törichter war: Er begann, von einer Versöhnung zu träumen. Er begann zu hoffen.

\*\*\*



Nachdem die Sonne am Abend unter- und am nächsten Morgen ohne Verzug wieder aufgegangen war, gelangte Abram zu der Überzeugung, dass sein Leben durch etwas so Abstraktes wie das Unsittlichkeitsgesetz nicht so leicht aus den Fugen geraten könnte. Und das wiederum führte dazu, dass er sich in weiteren, äußerst unvernünftigen Illusionen erging.

Er machte zusammen mit Alisa einen Spaziergang den Pfad hinunter, der von ihrer Trauerweide aus durch die Weinberge führte. Die Vertrautheit, die gestern zwischen ihnen geherrscht hatte, war verflogen. Sie hielten Abstand voneinander, und doch kam es Abram so vor, als sehnte sich Alisa nach seiner Nähe. Aber ihr Stolz erlaubte es ihr nicht, sich ihre Zuneigung einzugestehen. Schließlich konnte sie ihr Verhalten heute nicht mehr mit einem eben erst erlittenen Schock rechtfertigen.

Sie hielt die Arme hinter dem Rücken verschränkt. Von Zeit zu Zeit warf Abram ihr einen verstohlenen Blick zu und lächelte in sich hinein. Alisas Blicke blieben jedoch einzig und allein dem Erdboden vorbehalten. Zudem versperrte ihm der breitkremelige Hut, den sie als Schutz vor der Sonne trug, den Blick auf einen Großteil ihres Gesichts. Vielleicht trägt sie den Hut ja auch aus modischen Gründen, dachte er. Tatsächlich übte das Kleidungsstück eine bemerkenswerte Wirkung aus. Das blasse Rosa des Hutes und das Weiß der Blumen, die auf der Krempe ringsherum aufgenäht waren, verliehen seiner Trägerin etwas Sanftes, geradezu Zahmes.

Die beiden Spaziergänger ertrugen dieses Intermezzo des Schweigens fast eine ganze Minute lang. Dann war es wie immer Alisa, die die Stille unterbrach. »Es besteht wohl nicht die Möglichkeit, dass das Parlament das Gesetz wieder rückgängig macht, oder?«, fragte sie.

Abram schüttelte den Kopf. »Nein. Aber wir müssen uns keine Sorgen machen. Das Gesetz gilt nur für Personen, die nicht verheiratet sind. Das trifft auf uns nicht zu. Ganz ehrlich, wir haben nichts zu befürchten, Alisa.«

Sie verfielen erneut in Schweigen, und Abram bewunderte derweil den goldenen Farbton der Berghänge, die sich vor ihnen ausbreiteten.

»Darauf können wir uns nicht verlassen«, sagte Alisa. Sie blieb stehen und wandte ihm ihr Gesicht zu. Er sah sich gezwungen, ebenfalls stehen zu bleiben. Ihr Gesicht hatte einen flehentlichen Ausdruck, und unter dem Schatten des Hutes konnte er ein Aufblitzen der Angst in ihren Augen erkennen. »Wir müssen irgendetwas tun, Bram. Wir können unmöglich hier rumsitzen und gar nichts tun! Wir können nicht einfach hoffen, dass schon alles gut gehen wird.«

Das also war der Grund, warum sie so plötzlich in sein Zimmer gekommen war. Sie hatte nicht einfach nur spazieren gehen wollen. Sie hatte über die Auswirkungen dieses sogenannten Unsittlichkeitsgesetzes sprechen und ihn mit ihrer Panik anstecken wollen, von der sie sich so bereitwillig hatte vereinnahmen lassen. Nun, wenigstens war er auf diese Weise in den Genuss eines Morgenspaziergangs mit ihr gekommen – eines Spaziergangs, um den sie ihn selbst gebeten hatte, auch wenn sie dabei ganz offenbar Hintergedanken gehabt hatte. Er hatte sogar die schweigsamen Intermezzi genossen, denn es war ihm so vorgekommen, als habe währenddessen ein gewisses, wenn auch recht unterschwelliges Gefühl des Zusammenhalts geherrscht.

Aber ganz ähnlich, wie sich die Weinberge in scheinbar endloser Abfolge zum Gutshaus hin- und von ihm fortzogen, hatten auch Abram und Alisa unermüdlich immer wieder denselben

Weg beschritten – einen Weg, der von angespannter Freundlichkeit gekennzeichnet gewesen war. Mittlerweile konnte Abram jedes einzelne der Argumente vorhersagen, die sie anführen würde, denn sie hatte ihm ihre Sorgen unzählige Male aufgezählt. Er überließ sich dem törichten Gefühl der Hoffnung, das ihn seit gestern durchströmte, und nahm ihr die Worte aus dem Mund, die sie als Nächstes vorbringen würde. »Wir müssen fortgehen«, sagte er. »Wir müssen das Kap verlassen. Wir müssen Südafrika verlassen. Wenn du Angst hast, Alisa, dann müssen wir fortgehen.«

»Und wo sollen wir hingehen?«

»Wohin auch immer du willst«, antwortete er schlicht.

Ohne auch nur über ihre Antwort nachzudenken, oder so kam es Abram zumindest vor, sagte Alisa: »In die Sowjetunion.«

Mittlerweile schien der Erdboden wieder eine große Faszination auf sie auszuüben. Sie schaute nicht auf und konnte daher auch nicht sehen, wie sich ein Schatten über sein Gesicht legte. Diese Art von Unachtsamkeit war typisch für Alisa – sie kam nicht auf den Gedanken, ihn zu fragen, wohin er denn gerne gehen würde.

*Die Sowjetunion.* Dieser Vorschlag war ihr so leicht von den Lippen gekommen, als wäre sie in Gedanken bereits dort, als hätten die Worte längst darauf gelauert, ausgesprochen zu werden, und das Einzige, was noch fehlte, war, dass er diese Frage stellte, damit sie aus ihrem Mund strömten wie sehnsüchtig erwarteter Regen. Ach, so groß war ihre Unachtsamkeit. Und vielleicht war der Umstand, dass sie ihren Herzenswunsch so leichtthin ausgesprochen hatte, der Grund dafür, dass Abram auf der Stelle beschloss: Wenn es einen Ort auf der Welt gab, dessen Luft er niemals zu atmen gedachte, dann war das die Sowjetunion.

## Das Dasein der Dinge in ihrem Sosein

Das Chaos, das entsteht, wenn das Leben, das man bisher geführt hat, plötzlich auf den Kopf gestellt wird, hört niemals wirklich auf. Das musste Abram im Laufe der nächsten Tage schweren Herzens feststellen. Die Ereignisse folgten immer rascher aufeinander. Es war verstörend. Als Erstes musste er die Kinder von der Schule nehmen. Diese bedauerliche Entwicklung war allein auf Alisas Panik zurückzuführen. Aber im Grunde genommen konnte er ihr das nicht übel nehmen. Vielmehr empfand er es als seine Pflicht, sich auf ihre Seite zu stellen.

Angefangen hatte es so: Ihre Töchter gingen auf eine Mädchenschule, wo sie englischsprachigen Unterricht erhielten. Alisa war über diese Entscheidung von Anfang an unglücklich gewesen. Aber Abram hatte darauf bestanden, und sie hatte nachgegeben, jedoch nur, weil sie wollte, dass die Mädchen auch andere Freundinnen hatten als nur die eigene Schwester. Dann aber hatte sie sich über das schlechte Niveau auf der Schule beschwert, hatte erklärt, die Nonnen hätten eine beschränkte Denkweise, und auf der Schule für Jungen würde man höhere Mathematik und Naturwissenschaft lehren und auch die klassischen Sprachen mit sehr viel mehr Sorgfalt und Hintergrundwissen unterrichten, und so weiter und so weiter.

Woher Alisa wusste, was auf der Schule für Jungen unterrichtet wurde, hatte sie Abram nie erklärt, und er verschwendete auch keine Zeit damit, sie danach zu fragen. Der Kernpunkt war schließlich folgender: Man musste mehr für ihre

Töchter tun. So, wie Abram das verstand, war er derjenige, der dieses *Mehr* tun musste, das sie verlangte. »Ja, ja«, nickte er. »Wir können sicher ein paar Dinge besser machen.«

»Dido ist ein frühreifes Kind«, hatte Alisa verkündet. Dido war ihre älteste Tochter. »Was sie manchmal für Sachen sagt, Bram! Sie ist viel zu klug für diese Schule. Sie wird dort nicht genug gefordert.«

Doch dieses Problem ließ sich nicht beheben. Dido war tatsächlich ein kluges Kind, aber sie konnte unmöglich auf die Jungenschule gehen. Und so kam es, dass Abram jahrelang gezwungen war, sich Alisas Klagen anzuhören, darüber, wie indiskutabel die Zustände an der Mädchenschule waren und wie vollkommen nutzlos der dortige Unterricht war – womit sie darüber hinaus natürlich sagen wollte, wie nutzlos er selbst in dieser Angelegenheit war.

Abram begann, Alisas frühere Beschwerden zu vermissen, denn wie ihm jetzt klar wurde, hatten diese sich um sehr viel banalere Dinge gedreht. Jetzt hatte ihre Geringschätzung ganz neue Ausmaße angenommen. Trotzdem konnte er nicht anders, als sich auf ihre Seite zu stellen.

Gestern waren ihre Töchter früher als sonst aus der Schule gekommen. Sie hatten einen Brief mitgebracht, in dem Abram zur Direktorin bestellt wurde. Als er dort eintraf, erzählte ihm die Schulleiterin, Schwester Elisabeth, dass es ein etwas seltsames Vorkommnis gegeben habe. Ein Mann vom Repräsentantenhaus sei in die Schule gekommen und habe verlangt, die beiden van-Zijl-Töchter zu sehen. »Wir dachten, es ginge um Dido«, sagte Schwester Elisabeth. »Ich hatte Ihnen das längst sagen wollen, wir hatten nämlich vor, eine Art Wettstreit mit den Kindern von der Jungenschule auszutragen, wissen Sie? Die

Universitäten haben so etwas schon gemacht, wie Sie sicher gehört haben, und es ist für die Frauen gar nicht mal so schlecht ausgegangen. Also haben Schwester Alice und ich uns gedacht, wir könnten das Gleiche doch auch für die Mädchen tun. Oh, machen Sie sich keine Sorgen, es wäre ganz harmlos, nichts Skandalöses. Die Mädchen würden ihren Unterricht nach wie vor hier erhalten. Aber wir hatte darüber nachgedacht, vielleicht eine Lehrkraft für höhere Mathematik einzustellen. Nur für fünf Mädchen. Dido ist ein so kluges Kind, wir dachten, wir würden sie mit hinzunehmen. Ich hatte gedacht, dass es um dieses Thema ginge, bei dem Besuch dieses Mannes, Mr van Zijl. Aber das war es nicht, wissen Sie. O nein, darum ging es ganz und gar nicht.«

Schwester Elisabeth seufzte und zog sich ihren Habit enger um den Körper. Dann erzählte sie von dem seltsamen Vor-  
kommnis: Der Mann vom Repräsentantenhaus hatte einfach nur Abrams Töchter sehen wollen. »Das war alles«, sagte sie. »Ich halte mich nicht für eine frivole Frau, Mr van Zijl. Ich bin alt. Triviale Dinge machen mich ungehalten. Aber diese Sache hier, das war nichts Triviales, wissen Sie? Ich möchte Sie nicht beunruhigen, aber das Auftreten dieses Mannes gefiel mir ganz und gar nicht. Ich habe mit dem Gedanken gespielt, es Ihnen gar nicht zu erzählen, um Sie nicht unnötig zu alarmieren. Aber es werden gerade sehr merkwürdige Gesetze erlassen, wie ich höre, und was einem früher wie eine kleine, unbedeutende Sache vorkam, ist heute keine kleine Sache mehr.«

»Sie haben einen Mann in die Schule der Mädchen geschickt, Bram«, sagte Alisa. Die Panik und Sorge in ihrer Stimme waren unüberhörbar. Sie schienen sie fast um den Verstand zu bringen.

In der Nacht hatte es geregnet, und am Himmel verharrten noch zahlreiche Wolken, als seien sie unsicher, ob sie ihre restliche Last noch abschütteln oder weiterziehen sollten. Es war dunkel und kalt und keineswegs ein geeigneter Tag, um sich unter einen Baum zu setzen. Also hatte sich Alisa selbstverständlich dazu entschieden, genau das zu tun.

»Ich weiß«, sagte Abram. »Aber es ist kalt hier draußen. Komm doch bitte ins Haus. Wir können uns dort unterhalten.« Er sah sie nicht an, während er sprach. Stattdessen versuchte er, sich mit den Nichtigkeiten der Welt abzulenken, mit dem Dasein der Dinge in ihrem Sosein – dem beißenden Geruch des Salzes und dem Schwefel des wehklagenden Meeres, dem hell aufleuchtenden Blitzstrahl, der plötzlich den Himmel zerriss, und dessen treuem Gefährten, dem Donner, der wenig später seinen dröhnend widerhallenden Schlag folgen ließ.

Abram war ein Mann, der sich von allen möglichen Winden treiben ließ. Winde des Existenzialismus, irrealer Winde, sprichwörtliche Winde wechselhafter Zeiten und Winde anderer Binsenweisheiten – von solchen Phänomenen ließ er sich im Handumdrehen in kleine persönliche Revolutionen hineinziehen und verwickelte sich dabei manchmal auch in Angelegenheiten, die ihn nicht im Geringsten angingen. In letzter Zeit ließ er sich vom Wind der Hoffnung treiben, der am 29. März zu wehen begonnen hatte. Oder vielmehr war es ein Orkan, ein stetiger, unablässiger Orkan, der sich nicht legen wollte oder konnte, denn Abram schaffte es nicht, seine Liebe für Alisa einfach so auszulöschen. Gerade in diesem Augenblick hielt sie den Kopf in die Brise geneigt, und ihre Gesichtszüge waren vor Sehnsucht ganz weich geworden.

Abram wies zu der Stelle hinüber, wo eben noch ein Blitz den

düsteren Abendhimmel durchschnitten hatte. Blitze gab es in diesem Teil der Welt nur recht selten. Er musste unwillkürlich lächeln. »Möchtest du zurück in die Karibik? Wir können von hier wegziehen, wenn du willst. Oder wir bleiben, wenn dir das lieber wäre. Aber jetzt komm bitte wieder zurück ins Haus.« Er kniete sich zu ihren Füßen auf die Erde, nahm ihre Hände und küsste sie. »Ich bin es leid, mit dir zu streiten, Alisa. Bitte. Ich bin nur ein Mann. Ein einziger, einzelner Mann. Wenn schon nichts sonst, kannst du mir nicht wenigstens das verzeihen?«

Sie wich seinem Blick aus. Stattdessen sah sie in die Ferne, als könnte sie im Weltgefüge ein Geheimnis erkennen, das sich ihm nicht erschloss, weil er zu stur war. Es hatte sie ein feierlicher Ernst erfasst, während sie ihre Aufmerksamkeit allein dieser Ferne zu schenken schien. Sie seufzte. Sie seufzte so tief, dass es den Anschein hatte, als wollte sie Abram wegseufzen, wenn sie nur könnte. Doch dann entschied sie sich offenbar dagegen. Abram wankte, als könnte ihn jeden Moment ein heftiger Sturm mit sich fortreißen.

Schließlich verlor sie die Geduld und brachte lauter altvertraute Themen zur Sprache. »Es ist nicht leicht für mich, diese Dinge zu sagen, Bram«, schloss sie ihre Rede. »Du hältst mich für deine Feindin, weil ich all das sage. Ich möchte dich nicht damit belasten. Ich möchte nicht, dass du mich hasst.«

So stark und stetig war der Orkan, der Abram erfasst hatte, dass er erneut Alisas Hände küsste. »Du belastest mich nicht«, sagte er. »Ich hasse dich nicht. Ich liebe dich. Das weißt du doch. Und jetzt komm bitte ins Haus, Alisa.« Endlich nahm sie seine Hand und folgte ihm.

\*\*\*



Es war zwölf Uhr mittags, als der Mann namens Daniel Ross in raschem Tempo durch das Tor gefahren kam. Die Wolken hatten sich nur eines Bruchteils ihrer Last entledigt, und dieses wenige verpuffte wehrlos, als die Sonne den Himmel nun doch ihrer vollen Kraftentfaltung für würdig befand. Dieser Fast-Regen hatte auf Abram zwar ziemlich armselig gewirkt, aber anscheinend war er für die Wolken doch so anstrengend gewesen, dass sie nun – beschämt und ihrer Bemühungen überdrüssig – zerstoben.

Das war typisch für das Wetter in diesen Breiten – es hatte stets etwas Unentschlossenes. Der Himmel legte sich nie auf die eine oder andere Position fest. Wann immer die Sonne zu faul oder nicht willig oder zu schüchtern war, um zu scheinen, folgte der Himmel ihrem Beispiel und hüllte sich in düstere Regenwolken. Und wenn die Sonne selbstüchtig wurde und uneingeschränkte Aufmerksamkeit verlangte, ließ sich der Himmel auch darauf ein. Das Kap war ein Ort, der sich – ähnlich wie Abram – ohne große Gegenwehr von allen erdenklichen Winden beherrschen ließ.

Und so war es ein gleißend heller, heißer Mittag, als der Mann namens Daniel Ross in raschem Tempo durch das Tor gefahren kam. Dabei wirbelte sein schwarzes Auto genug Staub auf, um ihn noch mehrere Sekunden, nachdem er ausgestiegen war, in einen geheimnisvollen Schleier zu hüllen. Als sich der Staub gelegt hatte, stellte sich der Ankömmling als kleiner, gedrungenener Mann heraus, der einen braunen Wollanzug und einen dazu passenden, adretten Hut trug.

Ironischerweise heftete sich der Staub so hartnäckig an seine Kleidung, dass er eine Weile brauchte, sie sauber zu klopfen. Als er endlich fertig war, ging er zum Herrenhaus hinüber.

Abram führte ihn in die Bibliothek. Der Mann in dem braunen Wollanzug weigerte sich beharrlich, sich zu setzen, weil er, wie er laut und häufig verkündete, nicht lange bleiben werde. »Nein, ich bleibe nicht lange, nein, nein. Überhaupt nicht lange.«

Die beiden Herren stürzten sich in eine verschnörkelte Flut aus Begrüßungsfloskeln und nichtssagenden Höflichkeiten, während derer sich der Mann als Daniel Ross vorstellte, ein Beamter des Repräsentantenhauses.

»Wissen Sie, Mr van Zijl«, sagte der Mann. »Wir wollen nur sichergehen, dass auch alles in Ordnung ist. Ich fahre hier bei allen Farmen vorbei, bei den Bauern und Weingütern und alledem. Ich klappere alle ab, um zu schauen, wie es so läuft und wie die Geschäfte gehen. Das ist alles.« Er fuchtelte wild mit den Händen, blinzelte Abram zu und drohte scherzhaft mahnend mit dem Finger, als sei er ein alter Freund, der sich gerade über einen Witz amüsiert, den sie beide sich seit Jahren erzählten. »Das ist alles.«

Abram bekam den Eindruck, dass nun ein Lächeln von ihm erwartet wurde, also lächelte er. »Ich verstehe«, sagte er.

Daniel Ross legte sich beide Hände aufs Herz, setzte einen mitfühlenden Gesichtsausdruck auf und fuhr fort: »Wenn wir es versäumen, immer mal wieder nach dem Rechten zu sehen, dann entsteht ein schlimmes Chaos, wissen Sie? Oben im Norden, im Transvaal, hat es großen Ärger gegeben. Das ist wahrhaftig eine sehr schwierige Gegend, da oben im Norden. Die Leute machen einfach, was sie wollen. Wissen Sie, die haben da oben doch glatt einen Eingeborenen entdeckt, der mehr Geld auf der Bank hatte als alle Weißen, die dort wohnen. Ein großer Unsinn, Mr van Zijl. Großer Unsinn! Das ist die Art von Vorkommnis, die man unbedingt unterbinden muss.«

»Natürlich«, nickte Abram.

»Ich muss mir dann auch noch den Rest des Hauses anschauen. Die Kellerei, die Lagerräume, nicht viel, ganz ehrlich. Ich muss mir nur alles ansehen. Ich werde Ihre Zeit nicht allzu sehr in Anspruch nehmen. Es wird gar nicht lange dauern, überhaupt nicht lange, und dann bin ich auch schon wieder weg.« Der Mann fuhr damit fort, irgendwelche albernen und widersprüchlichen Nichtigkeiten von sich zu geben. Aber es war klar, worauf das Ganze letzten Endes hinauslief: Das van-Zijl-Weingut wurde eingehend inspiziert, möglicherweise, weil die Regierung vorhatte, es zu beschlagnahmen. Und falls es nicht darum ging, dann um etwas noch viel Schlimmeres. Abrams Fantasie wehrte sich dagegen, diesen Gedanken fortzuführen. »Aber ich bin ein Bürger dieses Staates«, unterbrach er Mr Ross schließlich.

Mr Ross nickte, als habe er genau diese Art von Schwierigkeiten erwartet, als sei es nicht das erste Mal, dass ihm so etwas begegnete. »Ah, aber wissen Sie, Sir«, sagte er. »Es ist genau, wie ich schon sagte: Wir möchten nur sicherstellen, dass auch alles tipptopp in Ordnung ist.« Bevor Abram ihn erneut unterbrechen konnte, hatte sich der Mann bereits in den nächsten Monolog gestürzt. Dieses Mal hob er die Hand, um anzuzeigen, dass er nicht unterbrochen zu werden wünschte. »Ich nehme an, Mrs van Zijl ist daheim, ja? Die Kinder auch. Wie viele waren das noch mal? Zwei Töchter? Noch kein Sohn, oder, Mr van Zijl, und Mrs van Zijl ist nicht mehr in den besten Jahren, was? Kein Erbe. Jammerschade. Eine Tragödie.«

Daniel Ross ließ seinen Blick durch den Raum gleiten, wobei seine Augen immer wieder an der Vitrine mit Antiquitäten hängen blieben, hinter deren Glas eine Weltkarte aus dem 17. Jahr-

hundert, mehrere Sonnenuhren, Münzen und andere Souvenirs ausgestellt waren, die Abram auf seinen Reisen angesammelt hatte. Nicht weit davon entfernt stand eine weitere Vitrine, in der die zerfledderten Zeitungsblätter, Tagebücher, Briefe und anderen Dokumente aufbewahrt wurden, die er unauffällig aus der Bibliothek seines Vaters hatte verschwinden lassen. Ein Großteil der Dokumente, die einen eher privaten Charakter hatten, stammte von längst verstorbenen Seefahrern, manches davon auch von Männern, die in dem Großen Krieg gekämpft hatten, und ein paar waren von den wenigen des Schreibens und Lesens mächtigen Vorfahren jener Sklaven geschrieben worden, die man einst in das Constantialat gebracht hatte.

Abram selbst saß in einem Sessel aus Eichenholz, der den beiden Vitrinen gegenüberstand. Über seinem Kopf und überall um ihn herum türmten sich Alisas griechische und lateinische Klassiker sowie Folianten, Theaterstücke und Romane über die haitianische Revolution, die russische Revolution, Geschichtsbände zu den britischen Kolonien und vieles mehr in dieser Richtung. Die Bibliothek gehörte, wie ihm gerade klar wurde, nur dem Namen nach ihm. Alisa hatte sie mit ihrer eigenen Persönlichkeit gefüllt und ihn in die beiden Vitrinen verbannt, die ihm gegenüberstanden.

War das der Grund dafür, dass Daniel Ross' Blick immer wieder dorthin huschte? Der Rest der Bibliothek bestand aus ordentlich aufgereihten Buchrücken, die kühn die Geschichte der Welt erzählten, doch dort, in der Ecke, wohin das vom Fenster hereinscheinende Licht niemals fiel, kauerte eine derart klägliche und marode Ansammlung von Dingen, dass es so schien, als wäre es ihnen peinlich, mit ihren Geschichten herauszurücken. War seine Entfremdung von Alisa so augenfällig, dass sogar ein

Fremder die Symptome mit einem einzigen Blick erkennen konnte?

Und dieses Gerede über einen fehlenden Erben – war das ein Zeichen dafür, dass die alten Gerüchte wieder Verbreitung fanden? Irgendwann in der Vergangenheit, jenseits des schweigenden Friedens, den sie geschlossen hatten, war schlecht über Alisa geredet worden. Natürlich hatte sie sich die Schuld dafür ganz allein selbst zuzuschreiben. Und weil er ihr Ehemann war, wurde Abram in diese üble Situation mit hineingezogen. Genauer gesagt hatte man seine Manneskraft auf den Prüfstand gestellt und war zu dem Schluss gekommen, dass sie nicht genügte. Warum sonst hätte seine Frau – obwohl sie von den hiesigen Ureinwohnern abstammte – sämtliche Moralvorstellungen derart mit Füßen treten sollen?

Und nun stand hier dieser Daniel Ross, ein Mann, der offenbar von offizieller Seite geschickt worden war, um die Vergangenheit, die doch eigentlich hätte begraben bleiben sollen, wieder aufzurollen. Alle Tragödien, die Abram jemals widerfahren waren, sollten an die Behörden weitergeleitet und verschachert werden. Denn der Friede eines Mannes ließ sich – ganz wie seine Seele – leicht verkaufen. Besagter Mann konnte zwar entscheiden, ob er diesen Frieden an sich selbst oder einen anderen verkaufen wollte, aber verkaufen ließ er sich auf alle Fälle.

In Abrams Kopf wirbelten die Gedanken wild durcheinander. Er hatte mit mehreren Dingen gleichzeitig zu kämpfen. Zum Ersten: War Daniel Ross' Frage rhetorisch gewesen oder wollte er eine Antwort? Zweitens: Konnte Abram sich entscheiden zu lügen oder Informationen vorzuenthalten? Das Ganze stellte ihn vor ein äußerst verwickeltes Problem: Welche Details aus seinem Leben waren Daniel Ross bekannt? Wie viel wusste

er über Alisa und die Kinder? Was vermutete er? Und was noch viel wichtiger war: Was konnte gerettet werden und was nicht?

Abram war zutiefst beunruhigt über das, was sich da gerade ereignete. Es war offensichtlich, dass etwas ganz furchtbar schiefgelaufen war und dass noch sehr viel schlimmere Dinge folgen würden. Einen Moment lang hatte er das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen. Er hatte das Gefühl, dass er sich in einem Wettlauf mit etwas befand, das er nicht verstand und das ihm den Atem abschnürte.

\*\*\*

Genau in diesem Augenblick erfuhr Alisa von Gloria, dem Kindermädchen, dass sich ein Beamter des Repräsentantenhauses bei ihrem Mann in der Bibliothek befand.

»Was will er?«, fragte sie. Gloria sagte, sie wisse es nicht. »Was hat der Mann gesagt?«, fuhr Alisa fort.

Gloria antwortete: »Er sagte Guten Tag und fragte nach dem Baas. Der Baas begrüßte ihn und führte ihn in die Bibliothek.«

Alisa hatte ihren Töchtern aus *Oliver Twist* vorgelesen. Sie saßen in der Nähe des Teichs, wo sich bereits das Kommen des Herbstes ankündigte. Die Enten hatten sich versammelt, um die letzten Sonnenstrahlen einzufangen, die sich ansonsten im Wind verloren hätten, ohne irgendjemandem zunutze zu sein. In der Ferne waren Stimmen zu hören, die man beinahe einen Chor hätte nennen können und die allein durch ihre stetige Gegenwart etwas Besänftigendes hatten. Die Feldarbeiter sangen manchmal, um sich die Zeit zu vertreiben und ein wenig von ihrer Mühsal den vorüberziehenden Winden mitzugeben.

Als Gloria zu dem Baum gerannt kam, um von dem Eintreffen des Abgeordneten zu berichten, zerbarst der Fast-Chor in einen dröhnenden Missklang – ein brutaler Angriff auf Alisas Sinne.

Sie sprang auf und hatte schon fast das Haus erreicht, als ihr bewusst wurde, wie absurd, überhastet und kopflos diese Vorgehensweise war. Sie drehte sich zu Gloria um, die immer noch wie betäubt am Ufer des Teiches stand. »Bitte bring die Kinder auf mein Zimmer und sieh zu, dass sie es nicht verlassen.« Dann überließ sie sich wieder ihrer Panik und eilte zur Bibliothek.

Gloria nahm die Kinder an der Hand und führte sie in den abgelegensten Teil des Hauses, den Ostflügel, den ihre Mutter als Zuflucht gewählt hatte. »Hier«, sagte sie und forderte die Kinder auf, sich auf das Bett ihrer Mutter zu setzen. »Ich gehe jetzt in die Küche und hole euch Kuchen. Dido, mein Kind, pass auf deine Schwester auf. Ich bin gleich wieder da. Pass auf deine Schwester auf, ja?« Sie nickte, und Dido nickte ebenfalls. »Verlasst auf keinen Fall das Zimmer, ja?« Gloria nickte erneut, und auch Dido nickte wieder.

Kaum hatte Gloria den Raum verlassen, brach Emilia, die jüngere von Abrams und Alisas Töchtern, in Tränen aus. Dido war nur zwei Jahre älter, und doch war es nun an ihr, Emilias Hand zu nehmen und sie zu ermahnen: »Emilia, warum weinst du denn?«

»Mama hat geweint«, antwortete Emilia.

Dido war selbst noch ein Kind. Es hatte sich bei den Mädchen eingebürgert, dass, wenn das eine Kind weinte, es das andere ihm bald darauf nachtat. »Nein, hat sie nicht«, sagte Dido.

»Doch, hat sie wohl. Ich glaube, es ist ein böser Mann gekommen, Dido. Sonst würde Mama nicht weinen.«

»Hier ist kein böser Mann. Komm her.« Sie umarmte ihre Schwester, und gemeinsam warteten sie darauf, dass sich die Tür öffnete und Nanny Gloria ihnen Kuchen brachte.

\*\*\*

Als Alisa in die Bibliothek gestürmt kam, war Abram gezwungen, sich aus seinen selbstmitleidigen Gedanken zu reißen. Der Wettlauf eskalierte, wie es schien. Er war in die nächste Phase eingetreten.

»Ah, sehr gut!«, sagte Mr Ross. »Ich bin so froh, Sie kennenzulernen, Mrs van Zijl. Ah, das hatte ich ganz vergessen zu sagen, ja, hatte ich vergessen, aber jetzt fällt es mir wieder ein, Mr van Zijl, erinnern Sie sich an diese seltsamen Geschichten, die sich dort oben im Transvaal abspielen? Da passiert ja so alles Mögliche. Alles Mögliche! Wussten Sie, dass man dort Männer und Frauen dabei ertappt hat, wie sie in Sünde lebten? Und dann auch noch äußerst achtbare Männer. Gute Männer. Die in Sünde lebten! So etwas können wir nicht zulassen. Das hatte ich ganz vergessen zu sagen, aber ich muss die Heiratsurkunde sehen, ja? Es ist ja gar nicht viel, nur ein Beweis, dass Sie verheiratet sind. Eine ganz einfache Sache, wahrhaftig. Ganz einfach. Nur damit auch alles seine Ordnung hat, ja?«

Bevor Abram oder Alisa etwas sagen konnten, war Daniel Ross anscheinend noch ein weiterer Punkt eingefallen. Wieder wedelte er mit seinen Händen und drohte mit dem Finger. »Wissen Sie, man hat da einen Mann erwischt, der genau so etwas getan hat, ja? Hat einfach mit einem Mädchen zusammengelebt. Es war eine Eingeborene, dieses Mädchen, natürlich. Keine Schande, gar keine Schande. Der Amtsrichter hat ihn zu



sich bestellt, und da hat er auf der Stelle gesagt, dass er das Mädchen heiraten möchte. Aber nein, sagte der Amtsrichter, so ist das nicht rechtens, nicht wahr? Eine Sünde kann man nicht wieder ungeschehen machen. Nein, nein. Das Verbrechen war geschehen. Eine solche Sache lässt sich nicht ungeschehen machen. Das Verbrechen war begangen worden. Sie verstehen, was ich meine, Mr van Zijl?»

Abram verstand sehr wohl, was er meinte, und nach dem zu urteilen, wie Alisas Lippen zitterten, ganz leicht und fast unmerklich, dort in ihren Mundwinkeln, hatte auch sie ihn verstanden.

»Wie dem auch immer sei«, sagte Daniel Ross und klatschte in die Hände. »Wir sollten uns jetzt mal um das Geschäftliche kümmern, also, darum, ja – ich nehme an, wir könnten es mit Fug und Recht als eine Bestandsaufnahme bezeichnen. Nicht wahr? Ja, ja, lassen Sie es uns als Bestandsaufnahme des Anwesens bezeichnen. Das hört sich richtig an. Das hört sich für mich richtig an.«

Und so wurde kurzerhand, von einem Moment auf den anderen, der törichte Sand, den Abram sich in die Augen gestreut hatte, herausgekratzt. Ah, wie rasch doch alles geschah. Nachdem die Sonne unter- und am nächsten Morgen wieder aufgegangen war, hatte er all seine Hoffnung begraben.

